

Interview von Jan Heidtmann

Die UN beschreiben die Zustände in Haiti als „endlose Horrorgeschichte“. Nach Jahrzehnten blutiger Diktaturen werden Teile des Landes inzwischen von schwer bewaffneten Gangs kontrolliert. Ein Funken Hoffnung ruht nun auf einem neuen Regierungschef. Der Autor Hans Christoph Buch, 81, hat das Land seit 1968 immer wieder besucht; seine Erfahrungen haben ihn zu dem Roman „Die Hochzeit von Port-au-Prince“ inspiriert.

SZ: Nach guten Nachrichten über Haiti muss man lange suchen. Jetzt gibt es aber eine: Im Dezember hat sich der Karibikstaat für die Fußballweltmeisterschaft qualifiziert. „Selbst mit Hunger kann man stolz sein“, kommentierte das ein haitianischer Politiker.

Hans Christoph Buch: In Haiti haben sie das auf den Straßen gefeiert, das ist ja auch toll. Aber dazu muss man wissen, dass die Mannschaft von einem Franzosen trainiert wird und nur aus Exilhaitianern besteht. Ich wusste auch gar nicht, wo die auf der Insel trainieren sollten. Das Nationalstadion ist jedenfalls schon längst in die Hände von Banden gefallen. In Haiti sind die Lichtblicke so selten, dass die wenigen Berichterstatter, die sich dorthin trauen, nur ein Bild von marodierenden Gangs, Plünderungen und Vergewaltigungen vermitteln können.

„Der größte Teil der Haitianer schlägt sich irgendwie durch.“

Sie reisen seit Jahrzehnten regelmäßig dorthin, das letzte Mal 2024. Wie haben Sie Haiti erlebt?

Schon vor zwei Jahren war Port-au-Prince eine No-go-Area, zu zwei Dritteln jedenfalls. Ich war aber nur in Cap-Haïtien, der alten Hauptstadt im Norden. Da war es mit den Banden noch nicht so schlimm, dort konnte man spazieren gehen, ohne entführt zu werden. Es gab sogar noch funktionierende Hotels, aber keinen Tourismus. Ein paar Haitianer aus den USA vielleicht, die ihre Familien besuchen.

Gibt es noch einen Alltag in Haiti? Es ist nur klar, die Menschen leben dort. Es ist nur kein Alltag, wie wir ihn kennen. In Port-au-Prince sind nur noch ganz wenige Schulen geöffnet, es wurden auch schon Schubusse mit Kindern entführt und Lehrer ermordet. Etwas anders ist das außerhalb von Port-au-Prince, da gibt es noch eher so etwas wie ein normales Leben.

Wie überleben die Menschen?

Der größte Teil der Haitianer schlägt sich irgendwie durch, meist mit Kleinhandel. Seit dem verheerenden Erdbeben 2010 müssen mehr als eine Million Menschen zusätzlich in Notunterkünften leben, ein Zehntel der Bevölkerung. Sie verkaufen

Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

Für den Schriftsteller Hans Christoph Buch ist Haiti eine zweite Heimat – das Familiengrab könne er aber nur noch unter Lebensgefahr besuchen.



Zu zwei Dritteln sei die Hauptstadt Port-au-Prince eine No-go-Area, sagt Buch.

FOTO: ODELVN JOSEPH/AP

Streichhölzer, einzelne Zigaretten, kleine Mengen Obst und Gemüse, Reis oder Brot. Auf der anderen Seite gibt es auch in Haiti Oligarchen, die vom Drogen- oder Waffenhandel profitieren. Sie leben im Luxus und können sich zumindest relative Sicherheit leisten. Manche sind direkt mit einer der Banden in Haiti verbunden.

Gerade hat der letzte Rest einer Regierung, der sogenannte Übergangsrat, sein Mandat aufgegeben. Existiert noch so etwas wie ein Staat?
Der letzte Präsident ist vor fünf Jahren ermordet worden, offenbar von kolumbianischen Söldnern. Es heißt, er habe gegen den Drogenschmuggel vorgehen wollen. Seitdem herrscht auf Haiti Anarchie, und zwar im schlechtesten Sinne. Die Banden kämpfen um Einflusszonen, die Kämpfer dafür rekrutieren sie aus Kindern aus den

Slums. In den Gebieten, die sie kontrollieren, schuf die Drogenmafia Stuppenklüden, Geiselnahmen, Waffen- und Drogendepots. Andererseits muss man nicht glauben, dass alle Haitianer Kriminelle oder Mörder sind. So absurd das klingt, in Port-au-Prince, dem Nobelpremiort von Port-au-Prince, werden Buchmessen und Literaturfestivals veranstaltet. Und es gibt eine lebendige Kunst- und Musikszene. Ich habe die meisten Haitianer als freundliche und hilfsbereite Menschen erlebt, die mir mehr als einmal in einer bedrohlichen Situation geholfen haben. Und ich liebe dieses von Gott oder der Geschichte verfluchte Land noch immer.

Ihr Großvater, ein Botaniker und Pharmazeut, ist Ende des 19. Jahrhunderts nach Haiti gegangen. Er hat dort eine Einheimische geheiratet und eine Apotheke eröffnet.

Mein Vater ist in Haiti geboren und wurde kurz vor dem Ersten Weltkrieg zur Ausbildung nach Deutschland geschickt. Ich selbst war das erste Mal 1968 auf dem Höhepunkt der Studentenunruhen in Europa dort, unter dem Regime von François Duvalier, genannt Papa Doc, weil er eigentlich Arzt war. In meinen revolutionären Furor dachte ich damals, man könnte die Diktatur mit einer Handvoll Guerilleros stürzen. So wie in Kuba. Da hatte ich mich geirrt.

Immerhin hat Ihr Besuch Sie zum literarischen Schreiben inspiriert. Haiti war immer wieder Schauplatz für Werke großer Autoren: Heinrich von Kleist, Anna Seghers, Graham Greene. Woher kommt diese Faszination?

Haiti ist einfach ein Extremfall, in jeder Hinsicht. Als Kolumbus hier landete, fand er ein Paradies vor, dessen Ureinwohner die Konquistadoren in nur einer Generation

on ausroteten. Durch Zuckerrohrplantagen wurde Saint-Domingue zu reichsten Kolonie Frankreichs. Inspiriert vom Voodoo-Kult und den Ideen der Französischen Revolution, haben die aus Afrika verschleppten Sklaven 1804 die Unabhängigkeit erlangt – lange vor Lateinamerika. Von da an degenerierte Haitis Geschichte zu einer Aneinanderreihung von Massakern und Militärdictaturen. Demokratische oder auch nur gewaltfreie Verhältnisse mit funktionierender Regierung blieben immer die Ausnahme. So zynisch es klingt: Für Autoren wie Kleist, Anna Seghers, Graham Greene war das eine Inspiration.

Haiti teilt sich die Insel Hispaniola mit der Dominikanischen Republik. Das Land gilt vielen Touristen als Sehnsuchtsziel. Haben Sie eine Erklärung dafür, wie sich zwei Länder unter ähnlichen äußeren Bedingungen so unterschiedlich entwickeln können?

Anderes als in der heutigen Dominikanischen Republik wurden Haitis Wälder rücksichtslos abgeholzt, um Holzkohle zu gewinnen. Deshalb richtete hier jeder Sturm gleich verheerende Schäden an. Der Schlamm, also die Erde aus den Bergen, wird vom Sturzregen ins Meer gespült, überzieht die Strände und tötet die Korallenriffe ab, früher eine Touristenattraktion. Wenn es aber wie in letzter Zeit nicht regnet, verdort Haiti zur Karst- und Wüstenlandschaft. Die Dominikanische Republik dagegen ist dünner besiedelt mit intakter Natur und entwickelter Infrastruktur.

Als einer der Gründe für die Misere Haitis wird auch immer wieder die Unabhängigkeit des Landes genannt: Sie sei zu früh gekommen.

In jedem Fall unterscheiden sich die Gesellschaften auf der Insel fundamental. Haiti ist durch Nachfahren der Sklaven geprägt, von Frankreich zu Tausenden aus Westafrika verschleppt. Das zeigt sich im Voodoo-Kult, und der Kampf der Klassen und Rassen ist immer blutig ausgefallen worden. Der Sklavenaufstand ist in Haiti sozusagen ein Dauerzustand, heroische Erinnerung an die Befreiung aber auch ein Schreckgespenst, das von Politikern bei Bedarf beschworen wird. „Ja, politische, cest la mort“, die Politik ist der Tod, ist hier ein flüchtiges Wort.

Einer der wenigen Hoffnungsträger war der Befreiungstheologe Jean-Bertrand Aristide. Sie standen ihm nahe.

Aristide war ein Armenpriester, deshalb verbunden viele Menschen Hoffnungen mit ihm. Er wurde in den ersten freien Wahlen mit Zweidrittelmehrheit gewählt, ein Jahr später aber schon vom Militär gestürzt. Er kehrte mithilfe von US-Präsident Bill Clinton nach Haiti zurück, wurde aber 2004 endgültig aus dem Nationalpalast gestürzt. Aristide erwies sich als große Enttäuschung, nicht nur, weil die Probleme Haitis unlösbar geworden waren. Er öffnete Kolumbiens Drogenmafia Tür und Tor, gewollt oder ungewollt. Die machte dann Port-au-Prince zur No-go-Area.

Die UN haben Friedenstruppen geschickt, die USA haben sich engagiert, über die Jahre sind Milliarden an Entwicklungshilfe in das Land geflossen. Warum hat das nichts geholfen?

Das Land hängt seit Jahrzehnten an den Hilfen von außen. Das hat eine schwierige Abhängigkeit geschaffen, viel Geld ist auch schlicht verschwunden. Das Grundproblem ist immer dasselbe: Es gibt kein kontinuierliches, gut geplantes Engagement für Haiti, auch weil kaum jemand das Land wirklich versteht. Was zugegebenermaßen auch ziemlich schwierig ist.

„Mir fehlt die Fantasie, wo und wie man hier Hoffnung schöpfen könnte.“

Selbst Ihr früherer Verleger Siegfried Unseld sagte einmal, Sie sollten nicht so viel über „Tahiti“ schreiben. Er meinte aber Haiti.

Von solchen Missverständnissen gibt es im Zusammenhang mit Haiti jede Menge. Die letzten Friedenstruppen, die die UN geschickt haben, kamen aus Kenia. Da dachte man offenbar, die würden sich besser in dem Land zurechtfinden. Nur, dass Kenia im Osten Afrikas liegt und die Urhainen der Haitianer aus Westafrika stammen. Dazu kommt, dass Kenias Militär und Polizei auch in ihrer Heimat keinen guten Ruf haben. Aber das ist für Haiti nichts Neues. UN-Truppen waren immer wieder an Drogenhandel und Vergeewaltigung beteiligt; und Blauhelmsoldaten aus Nepal haben dort die Cholera eingeschleppt.

Das klingt schlicht hoffnungslos.

Nachdem der sogenannte Übergangsrat zurückgetreten ist, wird das Land jetzt von Premierminister Alix Didier Filis-Aimé geführt. Dem traut kaum jemand zu, das Chaos in geordnete Bahnen zu lenken, geschweige denn freie und faire Wahlen zu organisieren. Die UN wollen eine neue Friedenstruppe mobilisieren, aber ohne US-Beteiligung fehlt das Geld dafür. Washington ließ zwar einen Zerstörer vor der Küste auffahren, aber Präsident Trump hat schon gesagt, was er von Haiti hält: Er nennt es ein „Shithole“. Trotzdem droht er damit, Hunderttausende Haitianer abzuschleppen in ein Land ohne Regierung, komplett heruntergewirtschaftet und von Kriminellen beherrscht. Mir fehlt die Fantasie, wo und wie man hier Hoffnung schöpfen könnte.

Existiert die Apotheke Ihres Großvaters noch?

Sie bestand noch lange über seinen Tod hinaus, wurde aber vom Erdbeben 2010 völlig zerstört. Dafür gibt es noch das Familiengrab meiner Großeltern auf dem Nationalfriedhof von Port-au-Prince. Heute dient der Friedhof als Geiselnest, Voodoo-Kultstätte, Waffen- und Drogenlager. Ich könnte ihr Grab nur unter Lebensgefahr besuchen.